

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 8 (1932-1933)
Heft: 4

Artikel: Auf der Teufelsinsel
Autor: Bucher, Henry
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1064909>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

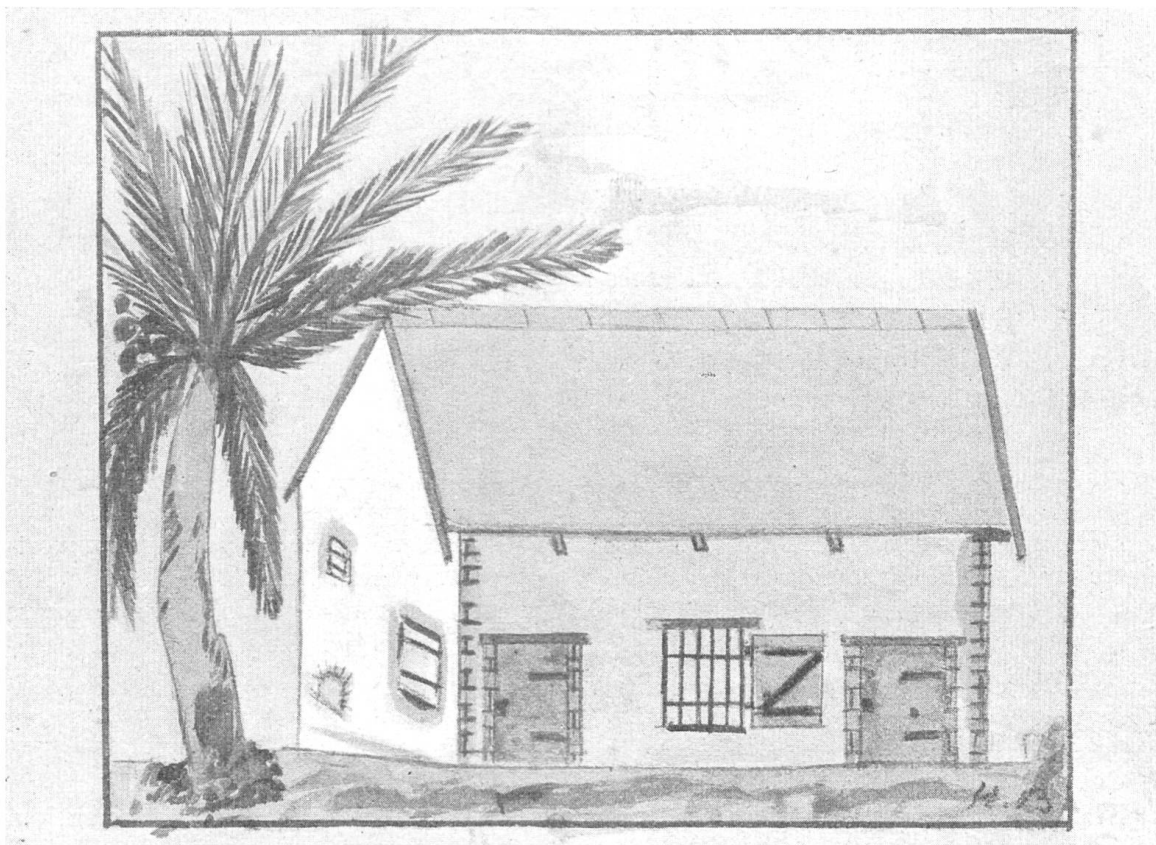
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Das Haus des Verfassers, gezeichnet auf der Teufelsinsel

AUF DER TEUFELSINSEL

Von Henry Bucher

Als junger Mann liess sich der Verfasser, ein gebürtiger Zürcher, während des Krieges verleiten, von einem deutschen Agenten Fr. 2000 anzunehmen mit dem Auftrag, dafür die Mustermesse in London zu besuchen. Der Auftrag wurde nicht ausgeführt, Bucher aber trotzdem anlässlich seiner Durchreise durch Frankreich verhaftet und von einem französischen Militärgericht zu lebenslänglicher Verbannung verurteilt.

Das Totenschiff „Duala“

Am 5. Mai 1922 fuhr der Gefangenen-dampfer, der mich nach der Teufelsinsel bringen sollte, von der europäischen Küste ab, also ziemlich genau 4 Jahre nach meiner Verurteilung. Ich war dazumal 24 Jahre alt.

Die Fahrt bis nach der Strafkolonie Guyana dauerte 18 Tage. Sie bildete den

Höhepunkt der Qualen, die ich durchzumachen hatte. 700 Gefangene wurden mit der « Duala » verschifft, überwiegend Schwerverbrecher. Im Innern auf der Wasserlinie sind drei grosse Käfige eingebaut. Auf den ersten Blick meinte ich, es handle sich um Käfige für einen Tiertransport. Es waren aber die Räume, in denen wir uns während der ganzen Fahrt aufhalten mussten. Jeder dieser drei Käfige ist etwa 20 m

lang und 4 m breit. 200 Menschen werden da hineingepackt. Der Käfig ist hufeisenförmig. In der Mitte des Hufeisens sitzen die Wärter, spielen Karten und rauchen.

Der äussern Wand entlang sind lange Bänke angebracht, an der Decke hängen schmutzige Segeltücher, die als Schlafhängematten dienen. Sie sind so dicht beieinander, dass es kaum möglich ist, sich zu bewegen. Die kleinen Aussenlücken sind vollständig verriegelt. Die Luft ist entsetzlich.

7 Uhr morgens war Tagwache, übrigens ganz überflüssigerweise, denn an ein Schlafen war nicht zu denken, zumal der eine oder andere anfang, die Seekrankheit zu verspüren. Um 8 Uhr wurden wir zur «Promenade» befohlen. Die bestand darin, dass jeweilen die 50 Bewohner eines Käfigs wie Marmorsäulen auf dem Verdeck zu stehen hatten, je vier und vier in Achtungstellung. Rundherum steht die ganze Schar von Wächtern mit entschulten Revolvern. Diese Promenade ist das Unangenehmste und Strengste der ganzen Reise. Man darf kein Wort sprechen und weder nach links noch nach rechts schauen. Jede Bewegung wird als Revolte angesehen. Man ist tatsächlich froh, wenn man wieder ins Loch hinunter kann. Während dieser Viertelstunde werden die Stallungen unten mit Wasser ausgespült, denn die Schweinerei, die über Nacht entsteht, ist unglaublich. Ein richtiges Reinigen ist natürlich unmöglich, die Seekranken sorgen dafür, dass das Erbrochene die Hängematten durchtränkt. An beiden Enden der Käfige verbreitet ein Abort einen furchtbaren Gestank.

Nach dem Reglement haben die politischen Verbannten das Recht, in einer eigenen Kabine transportiert zu werden. In Wirklichkeit sieht die Kabine etwas anders aus, als sich vielleicht die Gesetzgeber vorgestellt haben.

Das enge Zusammensein führt allmählich zu unerträglichen Zuständen. Schon in der ersten und zweiten Nacht beginnt der Platzwechsel. Die Freundespaare beginnen sich zu finden und das gibt Anlass zu Eifersuchtsszenen und Schlägereien. Die Wächter schauen unbekümmert zu, nur wenn es gar zu bunt geht, gibt es eine Disziplinarstrafe. Die Fehlbaren kommen in die Eisen. Sie müssen sich auf den Boden setzen, die Füsse durch eiserne Ringe hindurchstrecken. Diese Ringe werden dann zugeschlos-

sen, so dass die Füsse nicht mehr bewegt werden können. Oberkörper und Arme sind frei. Diese Folter dauert einen Tag und eine Nacht, Zeit genug, um sich zu ver-söhnen.

Ausserdem besaßen wir eine ganze Sammlung von Inquisitionsinstrumenten an Bord, welche ich zum Teil schon in den französischen Gefängnissen kennengelernt hatte. Eines der schlimmsten ist die Zwangsjacke. Das ist ein Rock, bei dem die Ärmel zugebunden sind, und der vorne vom Hals bis zum Bauch vollkommen geschlossen ist. An den Ärmeln sind Stricke angebracht, die dazu dienen, dass die Arme auf den Rücken gebunden werden können. Die Zwangsjacke wird nun allmählich zugezogen und die Arme werden von einem Wärter vom Rücken bis auf den Hals hinaufgezwängt. Dies tut unbeschreiblich weh, es ist nichts anderes als eine Folter. Der Gepeinigte wird dann beständig gefragt: «Ah, ça fait du bien, veux tu parler maintenant?» Es gibt solche, die kein Wort über ihre Lippen bringen, man kann die Zwangsjacke anziehen, so hoch man will, die meisten werden aber bald geständig.

Für den Fall einer Revolte ist auf der «Duala» eine Spezialeinrichtung angebracht. Durch die Käfige gehen Dampfrohren, die ständig unter Pression sind. Der Wärter braucht nur auf den Knopf zu drücken und aus den Röhren bricht der heisse Dampf heraus, der die Gefangenen vollkommen verbrühen würde. In Betrieb habe ich diese Röhren aber nie gesehen.

Das dämonische Konzert

Je länger die Reise ging, um so unerträglicher wurde die Hitze. Nach und nach kam eine unheimliche Stimmung in die ganze Gesellschaft. Der Cafard arbeitete tüchtig, die Streitigkeiten häuften sich.

Trotzdem wurde sogar in diesem elenden Käfig die Überfahrt des Äquators gefeiert, ganz ähnlich wie auf einem Vergnügungsdampfer. Kuriositätshalber will ich das Unterhaltungsprogramm hier wiedergeben.

DIMANCHE 21 MAI

à bord du Duala.

Pour le passage du tropique du Cancer.

CONCERT RÉCRÉATIF

avec le concours de Messieurs

1. Le Bohémien: Bouffonneries.

2. Pierrot: Le Chien (poésie).

3. *Léo : Plus de Guerre (monologue).*
4. *Milo : Je suis amoureuse (chansonnette).*
5. *Le grand Serpent : Le gamin de Paris.*
6. *Le petit Louis : L'arche de Noë (Récitatif).*
7. *Titi dans son répertoire.*
8. *Sancho Pança : Danse infernale.*
9. *L'homme enchaîné Attraction = Acte.*

10.

*Le boulanger et la modiste (Vaudeville)
interprété par MM. Le Bohémien, Charlot
et Dedé.*

11.

Le Nain jaune, présenté par le Bohémien.

12.

*Le baptême de la Ligne, par Neptune et
ses ondines.*

*La direction se réserve de changer le
programme.*

An Vortragstalenten fehlte es in diesem Milieu von Schwerverbrechern ja nicht. Ein kleiner Pariser Voyou trug bei diesem Anlass ein Schnäuzchen, angefertigt aus Haaren, die am Tag vorher einem der Deportierten, welche das Recht hatten, ihre Schnäuze und Bärte zu tragen, bei einer Rauferei ausgerissen worden waren.

Endlich, am 23. Mai, kamen wir in Saint Laurent-du-Maroni an. Saint Laurent-du-Maroni, du lieber Gott, was ist nicht alles enthalten in diesen kurzen Worten!

Die Hauptstadt der französischen Strafkolonie Guyana an der Küste Südamerikas ist Cayenne. Saint Laurent aber ist die eigentliche Stadt der Zwangsarbeiter. Über 3000 wohnen hier. Der Maronifluss trennt hier die französische Guyana von der holländischen.

Hier wurden die politischen Gefangenen endlich von den Zwangsarbeitern getrennt. Glücklicherweise dauerte unser Aufenthalt in dieser Stadt des Elends nur 3 Tage, gerade genug, um uns ein Bild davon zu geben. Am ersten Tage unserer Ankunft konnten wir uns endlich wieder waschen, was uns seit drei Wochen nicht mehr möglich gewesen war. Aber es hiess aufpassen, im Hui waren einem sogar die Hemden weg. Die Zwangsarbeiter machten es sich zur Spezialität, die Neulinge zu bestehlen.

Dann bestiegen wir zum letztenmal das Schiff, diesmal den kleinen Verwaltungsdampfer « Maroni », der uns nach unserer endgültigen Bestimmung bringen sollte.

Die Teufelsinsel ist eine der drei Iles du

Salut, der Inseln des Heils, die etwa zwei Meilen vom Festland entfernt liegen. Auf der grössten dieser Inseln, auf Royal, befinden sich die Zentralverwaltung der Strafkolonie und das Spital. Auf der Insel St. Joseph ist das Zuchthaus und das Gefängnis der Strafkolonie. Die dritte Insel, die Teufelsinsel, ist den politischen Gefangenen reserviert. Sie ist von der Insel Royal durch eine Meerenge von nicht mehr als 50 m getrennt, das Meer reisst hier wie ein Fluss.

In der Nähe der Insel Royal angekommen, mussten wir unser Schiff verlassen und in eine Schaluppe umsteigen, die von sechs Bagnosträflingen gerudert wurde. Am 1. Juli 1922 landeten wir endlich an der kleinen Landungsbrücke der Isle de Diable, von den Insassen mit grossem Hallo empfangen.

Die Insel der Unseligen

Und nun begann mein Aufenthalt auf dieser sagenhaften Insel, der sechs Jahre dauern sollte. Von nun an kann ich nicht mehr chronologisch erzählen, denn von diesem Moment an stand die Zeit für mich für sechs Jahre still.

Die Teufelsinsel ist durchaus nicht das, was ihr Name erwarten lässt. Sie ist ein kleines Eiland, etwa 1000 m lang und 250 m breit, in einem wunderbaren Klima. Fünf Monate des Jahres sind Regenzeit, sieben Monate ist es schön bei einer Wärme von durchschnittlich 38°. Man kann baden, man kann angeln. Die Vegetation ist prachtvoll. Ausser den Kokosbäumen und Palmen findet man alle möglichen tropischen Pflanzen, Bananen, wilde Gurken. Die Insel ist nicht ganz eben, sie hat zwei kleine Hügelchen von etwa 50 m Höhe.

Auf dem höchsten Punkt ist eine kleine Kaserne, in welcher die zwei Wärter mit ihren Frauen wohnen. Diese Kaserne ist festungsmässig ausgebaut, aber nicht etwa aus Angst vor den Gefangenen. Diese Befestigung wurde zu einer Zeit ausgeführt, als der berühmte Kapitän Dreyfuss noch der einzige Bewohner der Insel war und die französische Regierung fürchtete, seine Freunde könnten versuchen, ihn mit Gewalt zu befreien. Es ging das Gerücht um, seine Anhänger hätten zu diesem Zweck ein kleines Kanonenboot bemannt.

An der engsten Stelle der Insel, zwischen den beiden Hügeln, liegt das kleine Dörf-



Aussicht vom Garten des Verfassers auf die Insel Royal. Im Vordergrund das kleine Steinquai der Teufelsinsel. Links die Insel St. Joseph mit dem Gefängnis. Dorthin kommen unverbesserliche Zwangsarbeiter zur Bestrafung für Morde und Fluchtversuche in Einzelzellen, die sie oft während 5—10 Jahren keine Stunde verlassen dürfen

chen der Gefangenen, bestehend aus 13 kleinen Häuschen. Ein solches Haus hat eine Küche und ein grosses Zimmer, sowie einen Abort. Bei Platzmangel müssen hie und da zwei Gefangene zusammenleben. Ich wohnte ursprünglich mit Schwartz zusammen. Tagsüber sind die Gefangenen frei, nachts aber werden sie von den Wärtern in ihre Häuser eingeschlossen.

Das älteste Haus ist das sogenannte Dreyfusshaus. Es enthält die Arrestzellen, zwei Zellen für mittleren Arrest und eine Zelle für Dunkelarrest.

Zu meiner Zeit waren ungefähr 27 Gefangene. Gegenwärtig werden es sechs sein.

Man bekommt vielleicht am besten einen Begriff vom Leben auf der Insel, wenn ich einen Tageslauf erzähle.

Der Kampf mit der Zeit

Um 6 Uhr morgens steht man auf und macht Kaffee. Wenn man will, kann man auch liegen bleiben. Wenn es einem passt, bleibt man den ganzen Tag im Bett.

Das erste Gespräch gilt immer der Katze. «Schaggeli» hat meine geheissen.

«Salu Schaggeli, tu a bien dormi? Allez, allez, levons nous, vas y.»

Wenn einer eine Geschichte gehabt hat mit einem Wärter, oder sonst eine Affäre, immer hat er es zuerst seiner Katze geklagt. Die Katzen laufen ihren Herren nach wie Hunde. Schade, dass man keine Hunde haben durfte, aber das würde natürlich nicht gehen, sonst wären die Wärter ihres Lebens nicht mehr sicher.

Nach dem Aufstehen macht man den Kaffee.

«Schaggeli, il faut faire le café maintenant.»

Eine schöne Portion wird gemacht. Eine Hausfrau in der Schweiz braucht in 8 Tagen nicht soviel Kaffee, wie ich dort in einem Tag. Für ein Liter nimmt man zwei Kaffeemühlen voll.

Man macht am Morgen gewöhnlich einen Liter. Den Satz tut man auf die Seite, um ihn tagsüber als Durststiller aufzukochen.

Übrigens nannten wir unsern Kaffee nicht Kaffee, sondern jus. Weil wir keine Milch hatten, gossen wir statt dessen Eigelb hinein oder wir nahmen Kokosnussmilch (nicht das Wasser, das sich in der Nuss befindet, sondern den ausgepressten Saft, der viel intensiver und besser schmeckt). Versuchen Sie es einmal, Kaffee mit Kokosnussmilch ist eine Delikatesse!

Nach dem Kaffee, vielleicht um 7 Uhr morgens, ist man in den Garten gegangen zu den Hühnern. Die Hühner sind die nächsten Verwandten nach der Katze. Alles dreht sich um die Hühner, alle Diskussionen und alle Missverständnisse, jeder grössere oder kleinere Streit. Es gibt ein Sprichwort auf der Teufelsinsel, das heisst: «Tous les malentendus viennent des poules.»

Wenn man einen Nachbarn schikanieren will: Alors on s'adresse directement aux poules.

Man wirft ein paar Kokosnüsse auf seine Hühner.

Der höchstgeschätzte Mensch auf der Teufelsinsel ist der, der die meisten Hühner besitzt. Lange Zeit war ich zufällig dieser Aristokrat. Ich habe immer 60—80 Hühner gehabt. Das war mein Stolz und meine Fortune. Die Eier konnten wir nämlich verkaufen. Die Administration erwarb sie zu 70—80 Centimes pro Stück. Jeder hat mit seinen Eiern 70—100 französische Franken Nebenverdienst herausgeschlagen, heisst das diejenigen, welche nicht zu faul waren, solche zu halten, wie der Spanier Gaspar, Schwartz usw.

Das Ei ist das eigentliche Tauschmittel der Teufelsinsel. Wenn man keine Eier hat, kann man keinen Zucker, keinen Kaffee und keinen Tabak kaufen. Vor allem Zucker und Kaffee sind aber unentbehrlich. Man kann sich keinen Begriff davon machen, was für Mengen von Zucker auf der Insel verlutscht werden. Sicher braucht jeder pro Tag 500 Gramm. Überall, wo keine Frauen sind, steigert sich das Bedürfnis nach Zucker, das ist so im Militärdienst und in allen Gefängnissen. Zucker ist der Ersatz für die Liebe.

Jedes Ereignis, jedes seelische Erlebnis, jede Neuigkeit wird mit einer Tasse süßen Kaffees gefeiert.

Um 7½ Uhr ist man dann zur Administrationsarbeit geschlendert. Man konnte jeden Tag wählen, ob man arbeiten wollte oder nicht. Eine Pflicht zur Arbeit bestand nicht.

Das Leben eines politischen Gefangenen kann man nicht mit dem eines Zwangsarbeiters vergleichen. Wir wurden deshalb mit Recht die Aristokraten des Bagnos genannt. Wir hatten einmal einen Chef, der wollte unbedingt, dass jeder von uns eine bestimmte Bodenfläche reinigte, das heisst Unkraut ausjätete. Alle refüsierten diese Zumutung mit Entrüstung. Wir sagten, wir seien nicht dazu da, um für den Unterhalt der Strasse zu sorgen. Schwartz war der einzige, der seinen Untertanenverstand nicht verleugnen konnte, und die Arbeit machte.

Wir verteidigten eifersüchtig unsere Sonderrechte als politische Gefangene, und zur Ehre der französischen Strafverwaltung muss gesagt werden, dass die Behörden im grossen und ganzen diese Rechte auch respektieren. Die Zwangsarbeiter, die müssen natürlich schwer schuften.

„Verlassen, Verlassen“

Die Arbeit dauerte nicht lange, etwa von 8—9 Uhr. Gewöhnlich wurde ein bisschen Gras gejätet. 10—15 Faulenzer schlendern jeden Morgen in einem richtigen Faulenzerzug zur Arbeit. Der eine taumelt dahin, der andere dorthin. Von seriöser Arbeit ist keine Rede.

Wenn man arbeitet, erhält man 80 Centimes pro Tag und ½ Liter Wein.

Um 9 Uhr wird der Gong geschlagen zur Lebensmittelverteilung. Die Rationen sind eigentlich durchaus nicht ungenügend.

Die Lebensmittel werden an einem 260 m langen Drahtseil in einem Kasten von Royal herübergezogen. Ein deportierter Neger ist einmal von Royal nach der Teufelsinsel geflüchtet, indem er wie ein Affe an diesem Drahtseil hinüberkletterte.

Eine Zeitlang war das Drahtseil ausser Gebrauch. Dann machte täglich ein Canot, von sechs Zwangsarbeitern gerudert, den mühsamen Weg. Mehr als einmal glaubten wir, die Wellen würden die Nußschale verschlingen. In Schweiss gebadet kamen sie jedesmal an. Sie atmeten erleichtert auf, wenn sie an dem kleinen Steinquai auf unserer Seite landeten. Diesen Steinquai durften ausser den Wächtern nur der Krankenwärter, der Porteclefs (Schlüsselträger) und 1—2 Bevorzugte betreten.

Diejenigen, welche an der Verteilung der Lebensmittel beteiligt waren, hatten natürlich einen schönen Vorzugsposten, welcher

deshalb öfters Gegenstand von Polemiken und Schlägereien war.

Für jeden Verbannten gibt es 750 Gramm Brot, 250 Gramm Fleisch oder 180 Gramm Speck, 100 Gramm Trockengemüse, 12 Gramm Salz, 8 Gramm Schmalz, 17 Gramm Kaffee und Zucker.

Nach der Verteilung geht man nach Hause, gibt der Katze und den jungen Hühnern etwas Fleisch und beginnt dann das Essen zuzubereiten. Ein durchschnittliches Menu sah etwa folgendermassen aus :

*Reis mit Tomaten
Beefsteak
Gebratene Bananen mit Zucker
Kaffee*

Um 11 Uhr isst man zu Mittag, nachher geht man wieder zu den Hühnern.

Oft bin ich auch einfach im Garten gesessen, habe eine Zeitung gelesen und Mandoline gespielt. Ausser den Kokosbäumen hatte ich in meinem Garten den einzigen Baum, der auf der Insel wuchs. Er war überzogen mit Schlingpflanzen, deren Blüten denen des Löwenmauls glichen.

Um 5 Uhr ging man wieder ins Haus und machte das Nachtessen :

*Gebratene Bananen mit Tomatensauce
Wilde Gurken
hie und da ein Huhn.*

Am Samstag wird gebacken.

Um 7, 8 Uhr abends kommt der Wärter und schliesst das Haus ab.

Das Essen spielt überall, wo die Leute nichts zu tun haben, eine Hauptrolle, handle es sich um ein Luxushotel oder ein Gefängnis.

Auf der Teufelsinsel kocht jeder einzelne für sich, nicht einmal die zwei, die im gleichen Haus wohnen, machen gemeinsame Küche.

Nicht alle lebten so üppig, wie ich es jetzt beschrieben habe.

Da war z. B. der Verbannte Poulo. Poulo war schon 1914 wegen Spionage auf die Insel gekommen. Er hatte in Frankreich eine Frau und verheiratete Töchter. Dieser brachte es fertig, jeden Monat Fr. 150 zu ersparen und heimzuschicken. Fast jeden Tag kam er : « Hätten Sie mir nicht etwas zu tun, waschen oder irgend etwas ? » Für eine solche Arbeit gab man ihm 20 Centimes. Hatte man nichts zu erledigen, so frug er : « Mais vous me payerez un café ? » Er verkaufte seinen Wein, sein Brot, sein

Fleisch. Um nicht zu verhungern, bettelte er rechts und links wieder herein, was er verkauft hatte. Wir andern reklamierten beständig, dass wir nicht genug zu essen bekämen und dieser Poulo brachte es fertig, sich von seinem Essen im Jahr 2000 franz. Franken abzusparen.

Je weniger man zu tun hat, um so mehr versimpelt man. Am Anfang ist man voller guter Vorsätze. Mit der Zeit wird man so faul, dass man keine Energie für irgend etwas mehr aufbringt. Ich habe mir von Anfang an ein Programm gemacht : « Das und das musst du machen, ob du willst oder nicht. » Aber die Durchführung ist sehr schwer. Die schweizerischen Konsuln in Havre und Lyon versorgten mich regelmässig mit Zeitschriften und Büchern. Aus Zürich erhielt ich von meinen ehemaligen Jugendkameraden H. Leutert u. a. eine französische Grammatik, die ich sorgfältig studierte, aber das alles füllt die Zeit doch nicht aus.

Wir versuchten mehrere Male, Fussball zu spielen, aber nicht einmal dafür brachten wir die Mannschaft zusammen. Die meisten Verbannten waren schon zu lange an dieses passive eigenbrödlische Leben gewohnt, um sich noch aufraffen zu können.

Eine Zeitlang brachte ein Mandolinenkлуб, den wir gründeten, Abwechslung. Mit einigen Monaten oder Jahren Verspätung drangen die Pariserschläger zu uns. Am beliebtesten aber war das Lied : « Verlassen, verlassen, verlassen bin i. »

Heiliger oder Betrüger?

So floss ein Tag nach dem andern dahin. Auch der Sonntag brachte keine Abwechslung. Höchstens, dass wir dann noch weniger als gewöhnlich arbeiteten und uns etwas sauberer kleideten als an andern Tagen.

Eine Kirche hatten wir nicht auf der Teufelsinsel. Hingegen Ulmo, ein Mitgefangener, hatte in seinem Hause einen Altar eröffnet und führte jeden Sonntag eine Art Gottesdienst aus, eine Zeremonie, der wahrscheinlich weniger religiöses Gefühl als Berechnung zugrunde lag. Dieser Ulmo hat ein interessantes Schicksal hinter sich. Er war früher französischer Marineoffizier. Als solcher lernte er « La belle Lison » kennen, eine schöne Tänzerin, die ihn finanziell ruinierte und dann veranlasste, Pläne eines neuen Torpedoboottypes zu ver-

kaufen. Er wurde zu lebenslänglicher Verbannung verurteilt.

Ulmo kam 1909 auf die Teufelsinsel, als erster Bewohner nach Kapitän Dreyfuss und lange Zeit als einziger. Ulmo bat in verschiedenen Gesuchen den Gouverneur, libriert, d. h. entlassen zu werden, um auf dem Festlande leben zu können. Da er bei der Verwaltung kein Gehör fand, suchte er sich mit der hohen Geistlichkeit auf guten Fuss zu stellen. Er schrieb dem Bischof von Cayenne, er möchte ihm ein ernstes Buch senden. Wie ihm dieser die Bibel schickte antwortete er, dieses Buch sei nicht seriös genug für ihn. Daraufhin liess ihm der Bischof verschiedene katholische Erbauungsschriften zukommen, worauf sich der frühere Jude Ulmo zum Katholizismus bekehrte.

Ulmo ging nun ganz in sich. Er verkaufte seine Möbel und lud jeden Sonntag die rechtgläubigen Katholiken zu einem Gottesdienst ein und unterstützte diese Frommen jeweils mit kleinen Geschenken, etwas Tabak oder einem Huhn. Er war auch zu mir sehr nett. Wie ich ankam, brachte er mir sofort Zigaretten.

So kam er allmählich in den Ruf eines kleinen Heiligen. Jedesmal wenn der Bischof auf die Insel kam, hörte er von neuen frommen Taten des Bekehrten. Mit der Zeit waren dann seine Anstrengungen von Erfolg begleitet, und er kam als sogenannter Befreiter auf das Festland. Als solcher hatte er das Recht, sich frei in Cayenne zu bewegen, ohne aber die Kolonie verlassen zu dürfen. Er wurde zuerst Strassenputzer, avancierte dann zum Buchhalter und bekam gute Vertretungen von Goldminen. Plötzlich hörte er mit der Frömmigkeit auf, fing an zu trinken und nahm nicht nur eine, sondern gleichzeitig zwei Maitressen und dazu noch Negerinnen.

Eine solche jahrelange Verstellung scheint an sich fast unmöglich, aber im Bagno fehlt es nicht an ähnlichen Beispielen. Sträflinge haben sich jahrelang lahm gestellt oder als blind ausgegeben, um dadurch die Befreiung zu erwerben.

Da wir nichts zu tun hatten, kam es oft zu Reibereien mit den Wärtern. Den Stein des Anstosses bildeten vor allem die Kokosnüsse. Die Kokosnuss ist die verbotene Frucht der Teufelsinsel. Es war streng verboten, von irgendeinem der 4000 Kokosbäume eine Nuss zu pflücken, nicht etwa, weil die Verwaltung die Nüsse gebraucht

hätte, nein, die ganze Ernte wurde jeweilen ins Meer geworfen. Das Verbot war nichts anderes als eine Schikane. Die Kokosnüsse sollten einen Prüfstein für die Disziplin auf der Teufelsinsel bilden. Wir aber fanden, dass uns das Schicksal auf diese Insel verschlagen habe und was die Natur biete, gehöre deshalb uns.

Die Kokosnüsse bildeten deshalb ein unentbehrliches Nahrungsmittel in jedem Haushalt. Die Wärter drückten ein Auge zu, um sich selbst Vorteile zu verschaffen. Wenn sie aber einen schikanieren wollten oder mit einem nicht auskamen, weil er zu wenig für den Tabak bezahlte, so machten sie gelegentlich einen Rapport wegen Überschreitung des Kokosnussgesetzes. Die Kokosnüsse waren das Mittel, mit welchem die Wärter die Deportierten im Schache hielten.

Mouton ou loup?

Die Wärter rekrutieren sich im allgemeinen aus den untersten Volksschichten. Die meisten sind frühere Unteroffiziere der französischen Armee. Ein grosser Teil kann nicht einmal richtig schreiben. Ihnen allen ist der dumpfe Hass der Ungebildeten gegen Menschen mit Bildung gemeinsam. Die politischen Gefangenen hatten meist eine gute Bildung, und so gab es oft Differenzen.

Die Wärter aber als sadistische Quäler hinzustellen, wie das Schwartz in seinem Buche tut, das ist Unsinn.

So wird der Wärter Mouton von Schwartz als der Mann «mit dem Körper eines Nilpferdes und der Seele eines blutdürstigen Wolfes» bezeichnet. Schwartz schreibt, dieser Mouton habe ihm besonders schwere Arbeit aufgegeben, um ihn zu Gehorsamsverweigerung zu zwingen und dadurch vor Kriegsgericht zu stellen. Das ist Quatsch. Ich sehe jetzt noch, wie dieser Mouton auf die Teufelsinsel kam. Er hat uns alle zu sich kommen lassen in die kleine Festung und dann eine Ansprache gehalten: «Ich komme als Familienvater und nicht als Wärter zu Euch, ich hoffe, Ihr werdet alle gut arbeiten.»

Da er uns aber unsinnig viel Arbeit aufgab, erklärten wir alle, wir wollten nicht mehr arbeiten, und dadurch war die Sache eigentlich erledigt.

Im allgemeinen arbeiten die Gefangenen deshalb regelmässig, weil sie den halben Liter Wein schon am Anfang des Monats

einem ihrer Kameraden verkauft haben und auch der Sold bereits zum voraus verbraucht ist.

Die Wärter aber haben ihrerseits deshalb Interesse daran, dass gearbeitet wird, weil sie mit dem Wein ihr Geschäft machen. Sie kaufen den Wein zurück, den halben Liter für ein Paket Tabak.

Die Wärter sind eben meistens auch arme Teufel, die sehen müssen, wie sie sich und ihre Familie durchbringen. Einzelne Gefangene haben mehr Geld zur Verfügung als die Wärter, weil sich der politische Verbannte Geld schicken lassen kann.

Schlimme Erscheinungen sind nicht die Wärter, schlimm sind die Porteclefs, die Schlüsselträger. Das sind die Gehilfen des Wärters, die ihm den Schlüsselbund nachtragen. Kein Wärter trägt die Schlüssel für die Deportiertenhäuschen auf sich. Dazu wird ihm ein Gefangener der Zwangsanstalt beigegeben. Dieser Bagnoträfling läuft Schritt und Tritt hinter dem Wärter nach. Er trägt alles nach, was er braucht, die Schlüssel, den Schirm und manchmal auch das Kind.

Als Porteclefs werden fast immer Araber auserwählt, weil diese von Natur aus einen gewissen Hass gegen die Weissen haben. Meistens sind sie ja in der Heimat von einem Weissen angeklagt, angeschmiert und demzufolge verurteilt worden. Der Hass gegen die Roumis besteht daher fort. Diese Araber sind diejenigen, die den Wärtern und dem Kommandanten nach Möglichkeit alles zutragen. Sie sind zu den hinterhältigsten Schurkenstreichen fähig. Sie animieren die Deportierten auszureissen, bereiten die ganze Flucht vor, verkaufen ihnen was sie können, Milch, Eier, Konserven zu übersetzten Preisen.

Sobald der Deportierte völlig verproviantiert und auf dem Sprung zur Flucht ist, geht der Araber zum Kommandanten und sagt: «Ich glaube, bei dem und dem ist etwas los, er hat im Sinn auszuziehen.»

Noch grössere Macht haben nur die Krankenwärter, das sind deshalb besonders begehrte Posten.

Die Verbindung mit der Welt

Wenn ich meine Tagebuchaufzeichnungen nachsehe, so wird es mir so recht bewusst, wie unendlich langsam ein Tag nach dem andern dahinfluss. Vielleicht hätten wir uns mit der Zeit in dieses Leben schicken können, wenn nicht die Post gewesen wäre.

Aber die Post, die jeden Monat kam, frischte die alten Erinnerungen und die Zusammenhänge mit dem frühern Leben wieder auf.

Die Post war das grosse, wichtige Ereignis. Je näher man dem Tag der Ankunft kam, um so aufgeregter wurden die Gemüter. Die Leute gingen schon nicht mehr arbeiten und fingen an, in den Hütten herumzuliegen. Man besuchte sich gegenseitig und jeder erzählte, was er erwartete und was er machen werde, wenn er jetzt eine Antwort auf seinen Brief an das Ministerium erhalte. Die ganze Korrespondenz dreht sich ja um Gnadengesuche.

Endlich kommt der grosse Tag. Wenn der Postdampfer anlegt, dann wird zuerst die Post der Wärter verteilt. Dann kommt lange nichts mehr. Die Deportierten warten mit Schmerzen auf das Signal der Postverteilung. Aber die Wärter haben jetzt keine Zeit, sie müssen zuerst die Briefe beantworten, die sie selbst erhalten haben, denn diese Korrespondenzen gehen mit demselben Dampfer ab, der die andern gebracht hat. In dieser Zeit sind die Wärter nicht zu sprechen. Es ist ihnen alles gleich, was passiert. In dieser Zeit passieren alle die grossen Affären, Diebstähle, Unterschlagungen, Fluchtversuche, Morde. Der Kommandant ist beschäftigt, die Wärterfrauen sind beschäftigt, die Deportierten können machen, was sie wollen.

Endlich ertönt das Zeichen. Da stehen wir alle vollzählig, keiner fehlt, auch die, die nie einen Brief erhalten, dabei sein wollen sie doch. Der Wärter nimmt den Postsack in die Hand. Das kleine Säcklein macht stundenlang von sich reden. Sämtliche Hypothesen, die nur ein Gehirn erfinden kann, sind schon aufgestellt worden.

Der Wärter nimmt die Briefe aus dem Sack und zählt sie den Empfängern vor: «Bucher, un, deux, trois, quatre ...»

Ich habe manchmal 7—8 Briefe bekommen. Je mehr Post einer bekommt, um so höher steht er in der Achtung von Wärtern und Kameraden. Man denkt: «Ah, il a des relations.» Jetzt denke ich noch oft daran, wie viel Menschenliebe es braucht, um einem während 14 Jahren monatlich einen Brief zu senden, wie es die Konsuln taten.

Das Paradies als Hölle

Als Sekundarschüler verschlang ich mit Begeisterung Reisebeschreibungen. Ich träumte oft, wie Robinson auf eine einsame

Insel verschlagen zu werden. Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter in Fülle. Dieser Traum ist in Erfüllung gegangen, aber auf andere Weise, als ich dachte.

Da lebten wir in einer herrlichen Gegend und doch lebten wir wie in einer Hölle.

In jenen schönen Tropennächten, in denen Tausende und Abertausende von Leuchtkäferchen durch die Palmen schwirrten, schaute ich oft übers Meer und fragte mich, warum ich denn nicht zufrieden sei. Sind denn die draussen in der Welt, die in den grossen Städten schaffen und schinden müssen, nicht eigentlich arme Teufel im Vergleich zu uns, die wir hier in einer herrlichen Natur ein sorgloses Leben führen, fragte ich mich oft. Und trotzdem empfanden wir jeden Tag als neue Qual. Es fehlte uns eben die Hauptsache: Freiheit.

Diejenigen, welche die Freiheit besitzen, wissen sie nicht zu schätzen, aber glauben Sie mir, Freiheit ist das höchste Gut auf der Welt. Das sagt Ihnen einer, der 15 Jahre in Gefängnissen und in der Verbannung lebte.

Man entsetzt sich hie und da über das grausame Mittelalter, wo den Verurteilten Finger und Hände abgehauen, die Zungen

herausgerissen wurden, und man ist allgemein der Ansicht, unser heutiges Strafvollzugssystem sei doch viel humaner. Aber wenn ich zu wählen hätte zwischen Verlust einer Hand und 5 Jahren Gefängnis, so würde ich ohne weiteres für das erstere optieren. Ich habe auch Dutzende von Malen gesehen, wie Bagnossträflinge sich schwerste Verstümmelungen zufügten, um dadurch in den Spital zu kommen, um eher eine Fluchtgelegenheit zu finden.

Unser ganzes Gedankenleben auf der Teufelsinsel liess sich deshalb in einem Satz zusammenfassen: «Wie komme ich hier fort.»

Es gab einen einzigen unter uns, einen Lyoner, der mit seinem Schicksal zufrieden war, ja, der sich gegen den kleinsten Versuch sträubte, der unternommen wurde, ihn von der Insel wegzunehmen oder zu begnadigen. Er lebt heute noch. Er pflegt seinen Garten, schaut zu seinen Hühnern und geht jeden Tag ein paar Stunden fischen. Ein zufriedener Mensch, aber ein Mensch ohne geistige oder gesellschaftliche Ansprüche.

Ein weiterer und letzter Artikel von Henry Bucher folgt in der nächsten Nummer.

WIE ICH ZU MEINEM BERUF KAM

Eine neue Rundfrage

Neben der Wahl des Lebensgefährten ist jene des Berufes die wichtigste Entscheidung im menschlichen Leben. Warum wird sie so oft falsch getroffen? Mangelnde Selbsterkenntnis, zu enge Lebenserfahrung, falscher sozialer Ehrgeiz, unsachliche Einflüsse von Eltern und Bekannten sind einige der Klippen, an denen die richtige Berufswahl so oft scheitert.

Erzählen Sie uns, wie Sie zu Ihrem Beruf kamen, welche Schwierigkeiten Sie überwinden mussten, um schliesslich die rechte Wahl zu treffen. Schreiben Sie aber auch, wenn Sie der Meinung sind, falsch gewählt zu haben. Verzichten Sie auf allgemeine Betrachtungen. Stellen Sie Ihren Fall möglichst anschaulich und persönlich dar. Sie werden dadurch manchen jungen Leuten und Eltern helfen können. Wir erwarten, dass auch Frauen an dieser Rundfrage teilnehmen.

Die abgedruckten Einsendungen erscheinen anonym und werden honoriert. Die Beiträge müssen bis zum 10. Januar in unserm Besitze sein.

Redaktion des Schweizer-Spiegels
Storchengasse 16 Zürich 1